

etwa stellen die Innenraumgliederung jedoch so dar, wie sie in der realisierten Architektur nicht erfahrbar ist, weil die Gliederungsmittel – die Wände – in der Draufsicht getilgt sind. Daher sind Grundrisse geeignet, um sich die Raumgliederung abstrakt zu verdeutlichen. Sie sind jedoch kein Protokoll der möglichen Erfahrung des realisierten Gebäudes. Hier sind Fotosequenzen geeigneter. Da es in der Regel vielfältige Möglichkeiten gibt, sich einem Gebäude zu nähern oder sich durch es hindurch zu bewegen, stellt sich die Frage, welche Bewegungssequenz als eine ideale der Analyse zugrundegelegt werden soll. Ein ähnliches Problem hat man bei der Sequenzanalyse von Gemälden, die ja immer auch vielfältige Möglichkeiten der Blickbewegung eröffnen. Es wäre nun sicher falsch anzunehmen, daß diese vielfältigen Bewegungsmöglichkeiten alle gleich relevant wären. Faktisch werden durch die ästhetische Gestaltung selbst bestimmte Rezeptionsbewegungen gegenüber anderen privilegiert. Welche dies sind, kann wiederum nur in der architektonischen Gestaltung selbst aufgefunden werden. In Gemälden sind in der Regel bestimmte Aufmerksamkeitspunkte gesetzt. In der Architektur kommt zum Beispiel in der Regel dem Eingangsbereich eine besondere Bedeutung zu. Die Sequenzanalyse der Architektur läßt sich auf die städtebauliche Gestalt übertragen. Auch hier bilden Platzanlagen, Hausfassaden, Strassenzüge Abgrenzungen, die als eine Innen-Außen-Abgrenzung erfahren werden.

Das entscheidende bei der objektiv hermeneutischen Sequenzanalyse ist die Annahme, daß sich in der Gestalt, die interpretiert wird, eine Bedeutung objektiv verkörpert. Diese sind unabhängig von den subjektiven Eindrücken und Geschmacksurteilen. Auch in der Architektur gibt es ästhetische Regeln, die wie grammatische Regeln der Sprache, den Rahmen der Möglichkeiten abstecken, die realisiert werden können, ohne daß das handelnde Subjekt einen Einfluß auf die Eröffnung dieser Möglichkeiten hat.

Christine Hannemann

Kleinstädte in Deutschland – einige wenige Forschungsnotizen aus soziologischer Sicht

Die Vielzahl der kleinen Städte Deutschlands ist bisher kaum Gegenstand vergleichender und übergreifender Stadtforschung. Deren Fixierung auf Großstädte, als exemplarischem Ort der modernen Gesellschaft, begründet sich aus der modernen Stadtanalyse, die ihren Ausgangspunkt in der Industrialisierung Europas hatte. Die von dieser Entwicklung zum Teil abgekoppelte Klein- und Mittelstadt verlor an gesellschaftlicher Relevanz und damit an wissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Diese Perspektive steht im deutlichen Gegensatz zur deutschen Städtelandschaft. „Die“ deutsche Stadt, dies zeigt ein schlichter Blick auf die statistische Verteilung der Städte nach Größenklassen, ist offensichtlich mittel- und kleinstädtisch geprägt. In Ostdeutschland in noch stärkerem Maß als in den alten Ländern. In den ländlich geprägten Gebieten Nordostdeutschlands ist das weitmaschige Netz der Kleinstädte besonders raumprägend, da Groß- und Mittelstädte weitgehend fehlen.

Heterogenität und Differenziertheit von Kleinstädten führen methodisch zum Problem, dass generalisierende Aussagen immer nur eine Annäherungen sein können. Dies soll dennoch angestrebt werden, da verschiedene empirische Untersuchungen – immer realisiert als ortkonkrete Fallstudien – übereinstimmende Stärken und Schwächen ergeben haben.

Untersuchungen, die im Rahmen eines Forschungsprojekts zur Perspektive von Kleinstädten in Ostdeutschland erarbeitet wurden (vgl. Hannemann 2004), zeigen, dass Kleinstädte in modernen Zeiten „überleben“, obwohl sie seit Beginn der Industrialisierung tendenziell von Marginalisierung betroffen sind. Sie „überleben“, weil die Bewohner von starken Bindungskräften gehalten werden. Kleinstadtbewohnerinnen und -bewohner schätzen die Erhaltung und die Qualität der (subsistenz)wirtschaftlichen wie der sozialen Lebensbedingungen am Ort. Überschaubarkeit des familiär geprägten Ortes, Vertrautheit und Verlässlichkeit der Freunde und Bekannten, niedrigschwellige Möglichkeiten der Teilhabe an Stadtereignissen und Mitwirkung in Vereinen machen Kleinstädte für ihre Bewohner lebenswert – und sind eine stabile Form lokaler Integration. Fehlende Anonymität, vielfältige Freizeitmöglichkeiten, nachbarschaftliche Unterstützungssysteme, familiäre Solidarität, geringe sozialräumliche Segregation und das Fehlen von „sozialen Brennpunkten“ machen die Kleinstadt lebenswert. Die Entscheidung für die Kleinstadt erscheint als eine Wahl von Risikominimierung in unsicheren Zeiten – minimiert werden die Risiken der Anonymität und Entfremdung in einer globalisierten Welt.

Im Gegensatz zu Großstädten ist jedoch positive soziale Anonymität nur in begrenztem Maße möglich. Die Form des sozialen Zusammenlebens ist stark durch soziale Kontrolle gekennzeichnet. Dies wird häufig als gravierender Nachteil des kleinstädtischen Alltagslebens genannt. Kleinstädte bieten aufgrund ihrer sozialen und räumlichen Struktur kaum Nischen für Subkulturen, denn es fehlt die so genannte „kritische Masse“ an Personen. Insbesondere die Jugend kann aufgrund des schmalen

Angebotsspektrums bestimmte Lebensperspektiven und -optionen nicht wahrnehmen und richtet ihr Interesse auf größere Städte.

Die Kleinstadt attrahiert einen Sozialtypus, der durchaus hohe Kommunikationsfähigkeit besitzt, diese aber sehr stark auf das alltägliche Umfeld beschränkt. In diesem vermischen sich informelle Beziehungen mit formellen: Rollendistanz ist in der Kleinstadt schwierig. Anders als im Dorf gibt es in der Kleinstadt dennoch verschiedene „Verkehrskreise“, sodass Öffentlichkeit begrenzt besteht und möglich ist.

Die allgemeine Stärke vieler Kleinstädte vor allem im ländlichen Raum ist zunächst die hohe Wohnqualität, die durch Ruhe und Zentralität gleichermaßen bestimmt wird. Vielerorts charakterisiert zudem ein kompaktes Stadtzentrum, häufig als wahrhaft historischer Stadtkern, einen zentralen Bezugspunkt von Stadtkultur und -identität. Gleichwohl lassen sich Suburbanisierungstendenzen, die gegen diese Qualität wirken, selbst in sehr kleinen Städten nachweisen. Die Reduzierung der Anbindung kleiner Städte an den Öffentlichen Verkehr („Bahnreform!“) ist ein zunehmendes Problem dieses Stadttyps. Eine weitere Qualität sind visuelle Nähe und unmittelbare Erlebbarkeit des Landschaftsraums, die eine Stärke dieser Städte bildet. Viele größere Kleinstädte, zumal wenn sie eine Kreisstadtfunktion haben, kennzeichnet zudem ein relativ hohes Arbeitsplatzangebot im öffentlichen Sektor. Diese hohe Staatsquote garantiert eine enorm wichtige, stabilisierende Schicht von relativ gut verdienenden Stadtbürgern mit relativ konstanten Einkommen.

Eine wirtschaftliche Profilierung ist insbesondere für kleine Städte im ländlichen Raum grundsätzlich schwierig. „Man nimmt, was man bekommt“, wenn es annähernd mit der sonstigen Stadtentwicklung korrespondiert. Die stärkste Differenz allerdings, die zwischen Kleinstädten besteht, sind die möglichen Ankerfunktionen, auf die sie sich in Zukunft stützen können: Dort, wo die Kleinstadt als Kurstadt ausgebildet ist, ist dies eindeutig. Auch dort, wo die Kreisstadtfunktion erhalten bleibt, ist solch eine eindeutige Vorhersage möglich. Für andere Kleinstädte sind solche Prognosen schon schwieriger; für andere lässt sich nur noch ein schleichendes Erodieren vorhersagen.

Literatur:

Hannemann (2004): Marginalisierte Städte. Probleme, Differenzierungen und Chancen ostdeutscher Kleinstädte im Schrumpfungsprozess. Berlin.

Klaus Einig, Brigitte Zaspel Bonn

Stadtsystembeschäftigte in Deutschland –

Entwicklung der Beschäftigten im Stadtsystem Deutschlands – welche Bedeutung spielt die lokale Branchenstruktur?

1. Einleitung

Seit Ende der 1990er Jahre häufen sich Indizien für ein Erstarken der großen Städte in Deutschland. Es mehren sich die Stimmen, die von einer „Renaissance der Stadt“ (Geppert et al. 2006; Läpple 2004) oder einer „neuen Reurbanisierung“ sprechen (Bootsma 1999; Urban Task Force 2005). „Die Entwicklung der deutschen Städte steht seit Jahrzehnten im europäischen Vergleich gut da. Die Städte leisten ihre gesellschaftliche Funktion als Motoren der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung. Sie fördern Innovation, Wachstum und Beschäftigung.“ (BMVBW/BBR 2007, 9). Werden die Diagnose des „Memorandums für eine nationale Stadtentwicklungspolitik“ und die These eines neuen Bedeutungsgewinns der Städte aber wirklich der aktuellen Situation deutscher Zentren gerecht? Ist die vielfach behauptete „Auflösung der Stadt“ (Krämer-Badoni/Petrowsky 1997) mittlerweile überwunden? Ein Blick in die kritischere Stadtforschungs-literatur dokumentiert, dass weder von einem generellen Reurbanisierungstrend nationaler Stadtsysteme noch von einer pauschalen Erholung städtischer Zentren von Jahrzehnten der Schwächung durch Suburbanisierung und wirtschaftlichen Strukturwandel gesprochen werden kann (Glaeser et al. 2001, Hall 2003; Siedentop et al. 2003; Siedentop 2008; Wolman et al. 2004). Trendprägend ist in den meisten westlichen Industrienationen eine disparate Entwicklung, die Wachstumsgewinner wie Schrumpfungsoffer kennt (Glaeser/Gottlieb 2006; Hannemann/Läpple 2006). Auch in anderen Ländern Europas und in den USA erlebten die nationalen Stadtsysteme polarisierende Wandlungsprozesse. „Städte, die in ihrem Land einst eine bedeutende Rolle spielten, rücken in den Hintergrund, während andere Städte, die in Grenzregionen angesiedelt sind oder als Verkehrsknotenpunkte fungieren, zu neuer Bedeutung gelangen. Darüber hinaus ziehen die neuen Global Cities Europas mitunter einen Teil der Geschäfts- und Investitionstätigkeit sowie der Nachfrage nach spezialisierten Dienstleistungen, von der zuvor Hauptstädte oder regionale Zentren profitierten, an sich. Städte an der Peripherie hingegen bekommen zu spüren, was es bedeutet, nicht zum Zentrum der neuen Raumordnung zu gehören.“ (Sassen 1996, 60). In Deutschland haben sich spätestens seit 1998 die Rahmenbedingungen des Strukturwandels der Wirtschaft für Städte günstiger entwickelt. Dies betrifft zum einen die endogene Entwicklung städtischer Arbeitsmärkte, wo insbesondere die unternehmensorientierten Dienstleistungen ihren Anteil an der Gesamtbeschäftigung deutlich ausbauen konnten (Geppert/Gorning 2003). Andererseits hat sich der Entwicklungsabstand der Kernstädte zu ihrem suburbanen Raum nicht weiter verschlechtert. In den vergangenen 10 Jahren ist die Stadt-Umland-Wanderung der Bevölkerung in Ostdeutschland zum Erliegen gekommen und verläuft auch in vielen westdeutschen Stadtregionen deutlich abgeschwächer als noch in den 1990er Jahren.

Der Beitrag rückt die Beschäftigtenentwicklung der Städte in Abhängigkeit von ihrer Größe in den Mittelpunkt. Für 5 Größenklassen wird untersucht, wie sich der Strukturwandel auf die Beschäftigtenentwicklung und die Branchenstruktur ausgewirkt hat. Konnten die Großstädte ihre Agglomerationsvorteile ausnutzen, um den tertiären Sektore zu stärken? Welche Rolle spielt der sekundäre Sektor nach langjährigen Verlusten heute im Stadtsystem?